

Der Apostel Paulus schreibt:

7. Unser keiner lebt sich selber, und keiner stirbt sich selber.

8. Leben wir, so leben wir dem Herrn; sterben wir, so sterben wir dem Herrn. Darum: wir leben oder sterben, so sind wir des Herrn.

9. Denn dazu ist Christus gestorben und wieder lebendig geworden, dass er über Tote und Lebendige Herr sei.

Liebe Gemeinde, auf den ersten Blick sind die Fragen, auf die der Apostel Paulus hier antwortet, überholt und nur noch für Kirchenhistoriker interessant. Eben weil es Fragen sind, die das christliche Gemeindeleben im ersten Jahrhundert betrafen. In der Weltstadt Rom haben sich damals Menschen mit ganz unterschiedlichen Prägungen an die Gemeinde angeschlossen, nicht nur Römer, nicht nur freie Bürger, nicht nur Männer, sondern auch von außen Dazugekommene, Juden, Sklaven, Frauen. Man muss sich die Zusammensetzung dieser antiken Großstadtgemeinde ziemlich bunt und vielseitig vorstellen. Die meisten Neugetauften haben sich auch gern und ohne Schwierigkeiten in die Ordnungen, die sie vorfanden, eingefügt. Schwierigkeiten gab es mit den Juden. Hier gab es eine Gruppe, die sich in ihrem Gewissen verpflichtet fühlte, die Speise- und Fastengebote der Thora, in deren Geist sie erzogen waren, beizubehalten. Am liebsten hätten sie deren Einhaltung sogar für alle Gemeindeglieder verbindlich vorgeschrieben. Die ja auch von den Christen grundsätzlich anerkannte Thora und die gelebte Tradition des Judentums meinten sie auf jeden Fall auf ihrer Seite zu haben. Eine andere Gruppe hielt das nun aber für überflüssig und überholt. Diese Richtung unter den Juden sah in ihrem Übertritt zum Christentum einen neuen befreienden Anfang, der die alttestamentlich geprägte Lebensweise hinter sich lässt. Darum waren sie auch strikt gegen deren verpflichtende Einführung in den christlichen Gemeinden.

Dieser Streit ist historisch überholt und nicht mehr aktuell. Nicht überholt und durchaus aktuell ist aber die Haltung, die der Apostel Paulus in dieser Situation eingenommen hat. Als Sohn jüdischer Eltern geboren und erzogen, konnte er beide Standpunkte verstehen. Für sich selbst neigte er zu der zweiten Gruppe. Das hat er immer wieder klargemacht, indem er die Freiheit, zu der wir durch Christus berufen sind, herausstellte und davor warnte, die aus dem Heidentum stammenden Christen erst einmal ins Judentum zurückführen zu wollen. Das wollte Paulus nicht. Er hatte dabei auch kein schlechtes Gewissen, weil er sich als Angehörigen der christlichen Zeit sah; als Mitglied des Neuen Bundes, den Gott mit der Menschheit in Christus geschlossen hat. Diese Verwurzelung in der christlichen Freiheit gab ihm ein Gefühl der Stärke; einer inneren Kraft, die es ihm erlaubte, die Gesetze und Vorschriften des Alten Bundes – so weit sie zeitgebunden waren und also keinen Ewigkeitwert besaßen - für sich persönlich hinter sich zu lassen.

Er sah aber, dass andere Judengenossen noch nicht so weit waren. Sie konnten nicht so einfach abstreifen, was ihnen bis dahin wichtig war. Das musste schließlich auch ernst genommen werden. Für Paulus jedenfalls war damit der Punkt erreicht,

an dem er sich zu einer grundsätzlichen Klärung und Erklärung veranlasst sah. Er suchte nach einer Lösung im Geist des christlichen Glaubens – und hat dabei etwas für die antike Welt bis dahin ganz Unbekanntes herausgestellt. In der antiken Welt und damit auch im Umfeld der urchristlichen Gemeinden herrschte das Prinzip des Stärkeren. Es war überall das Gleiche: Die Welt gehörte den Starken, den Gesunden, den Durchsetzungsfähigen, den Erfolgreichen. Diese Starken nutzten ihre Stärke für sich aus und dominierten die Schwachen, wenn sie sie nicht sogar verachteten, demütigten, verdrängten. Die Schwachen kamen dagegen in der Regel nicht auf. Auf die christliche Gemeinde übertragen, hätte das wahrscheinlich bedeutet, dass die beiden Gruppen unter den getauften Juden die Gemeinden in endlose Richtungskämpfe verwickeln oder sogar spalten könnten. Das Besondere nämlich an beiden Positionen ist, dass beide sich für stark halten konnten: Die einen, weil sie in Treue am Alten hingen, die anderen, weil sie sich entschlossen dem neuen Weg zuwandten.

Die Lösung des Apostels Paulus besteht nun darin, dass er beiden, den Starken und den aus seiner Sicht Schwachen klarmacht, dass sie ihre unterschiedlichen Meinungen haben können, sich aber nicht dazu hinreißen lassen, über die Ansichten der anderen zu richten oder letzte Urteile zu fällen. Richter ist Gott – über alle. Er ist der Richter der Starken. Er ist der Richter der Schwachen. Vor seinem Richterstuhl müssen wir alle, jeder für sich, erscheinen und sich verantworten.

Es ist wichtig, diesen Hinweis auf das jüngste Gericht ernst zu nehmen. Er zeigt nämlich, dass Paulus die gegenseitige Toleranz nicht aus allgemein humanitären Gründen fordert, als Ausdruck von Gutmenslichkeit oder gar von Gutmütigkeit. Nein, es ist eine handfeste theologische Begründung, die er vorträgt und in den Worten unseres Predigtabschnittes noch vertieft.

Er bittet die Gemeindeglieder in Rom doch daran zu glauben, dass jeder Christ – spätestens seit der Taufe – eine eigene Geschichte mit seinem Schöpfer hat. Wir alle sind von Gott persönlich berufen und in unseren Glaubensentscheidungen ihm persönlich verantwortlich – und nicht den anderen Menschen. „Leben wir, so leben wir dem Herrn...“ In diesen inneren Bezirk des Glaubens und der Glaubensentscheidungen sollen wir weder eindringen wollen, noch sollen wir ihn ignorieren. Wir können und sollen dem anderen die Freiheit lassen, auch für Ansichten, die ich nicht teile, weil er Gott gehört und mit ihm seinen Weg geht. Dieser Weg kann durch nichts ausgehebelt werden, auch nicht durch den Tod. Vielmehr ist durch das Kommen, Leben, Sterben und Auferstehen Jesu Christi die Macht Gottes für alle Welt demonstriert worden, so, dass wir glauben dürfen, dass das Reich Gottes auch die Toten umfasst.

Auch wenn der Anlass, durch den der Apostel herausgefordert war, nicht mehr aktuell ist, die Aufforderung zur Toleranz gegenüber den Schwachen in der Gemeinde als Folge des Glaubens ist gültig wie immer. Dieser Gedanke kann sehr hilfreich sein

- zum Beispiel im Familienleben, wenn Eltern sich Sorgen machen um den Weg ihrer Kinder. Dann dürfen wir wissen, unsere Kinder gehen ihren Weg mit Gott, auch wenn sie es selbst im Augenblick vielleicht nicht wissen. Zu ihm sollen wir dann auch Vertrauen haben.

- zum Beispiel im Umgang mit Kirchaustritten. Jeder Kirchaustritt ist schmerzlich. Aber vergessen wir nicht: Auch nach dem Austritt aus der Kirche geht

Gott mit den Menschen mit. Gott bleibt ein Thema, auch wenn manche meinen, nachdem sie die Kirche verlassen haben, wären sie Gott los. Gott sei Dank, es ist nicht so.

- zum Beispiel im Umgang mit kontroversen politischen Meinungen von Christen (Atom-Ausstieg, Integration von Muslimen, Umgang mit den deutschen Kriegs- und Vertreibungsoptionen, Christliche Politik? und anderes). Es muss möglich sein, dass wir trotz unterschiedlicher, ja gegensätzlicher politischer Einstellungen „unter dem Evangelium zusammenbleiben“; uns in der Sache auseinandersetzen, Positionen beziehen, uns abgrenzen, aber niemanden verurteilen oder ihm den Glauben absprechen.

Hier zeigt sich dann auch, dass die Kirche anders ansetzt als der Staat. Der Staat zwingt die Menschen zu gesittetem Verhalten durch Vorschriften und Gesetze. Wer sie übertritt, wird bestraft. Die Kirche weist uns auf den Weg Gottes und erinnert an die Bruderschaft im Glauben, damit aus einer Gemeinde mit vielerlei Individuen eine Gemeinschaft wird; eine Gemeinschaft, die Gott anbetet, lobt, preist und in der das Wort gilt: „Einer trage des anderen Last, so werdet ihr das Gesetz Christi erfüllen“ (Gal. 6, 2). Amen

Pfarrer em. Dr. Christian-Erdmann Schott
Mainz - Gonsenheim
E-Mail: ce.schott@arcor.de